

Monatsblätter

Organ des Vereins „Breslauer Dichterschule“.



Geschäftsstelle in Breslau, Ring 47.

Preis für das Halbjahr 1 Mk. 20 Pf. oder 70 Kreuzer Westerr. oder 55 Kopeken russisch oder 1 frks. 50 Cent. lateinische Währung, außerhalb des Weltpostvereins 1,50 Mk. bei directer Zustellung.

16. Jahrgang.

Breslau, Mai 1890.

No. 5.

Selbstschau.



Est es mir bestimmt, verstehn zu lernen
Um eignen Puls, was Menschen je empfunden?
Die Freude jetzt, auffliegend zu den Sternen,
Und dann das Wehe trostverlass'ner Stunden.

Die Leidenschaft jetzt, die in raschen Zügen
Eintrinken will, was zum Genuß ihr tauge,
Und dann das volle selige Genügen,
Blos still zu schauen in ein Blumenauge.

Den mächt'gen Drang jetzt, in der Welt zu ringen
Um Glück und Ruhm, die Adern heiß durchquollen,
Und dann die Lust, mit eingezog'nen Schwingen
Zu träumen abseits wunschlos und verschollen.

Jetzt wagt' ich stürmend in verzücktem Schwärmen
Sogar die Sünde, ohne daß ich schwanke,
Dann kam ich mich schon um ein Unrecht härmern,
Das kaum verstoßen streifte der Gedanke.

Es ist, als flöss' in meiner Brust zusammen,
Was rings zersplittert lebt in andern Seelen.
Herr, schütze mich im Zagen wie im Flammen,
Und laß den Pfad mich nimmermehr verfehlen!



Kosmische Lieder.

Carl Bleibtreu, Charlottenburg.

(Fortsetzung.)



XXX.

Ich mag mich nicht verkrüppeln, wie die Weiden
 Beschritten werden nach Bedarf zu Stümpfen,
 Um die der Rebe Arm sich schlingen soll,
 Den Weinstock so zu stützen. Eiche bin ich
 Und will so wachsen aus mir selbst zur Höhe,
 Abschüttelnd alles Unkraut. Eiche bin ich
 Und nur der Blitz kann meine Kraft beschneiden.

XXXI.

Die Wolken, die abendrothen,
 In Würde wandeln und ziehn,
 Wie Geister großer Todten
 In Purpur und Hermelin.
 Die Stürme in wildem Gedränge
 Psalmiren durchs ächzende Ried,
 Uralte Leichengesänge,
 Vergänglichkeit, dein Lied.

Wolkensegel schiffen,
 Sterneninselplan,
 Schaue süß ergriffen
 Himmel aufgethan.
 Und die Sehnsucht gleitet
 Wie ein wunder Schwan,
 Wo sich endlos breitet
 Lichte Mondesbahn.

XXXII.

Dem verrollenden Sonnenrade
 Blutet nach das Wolkenmeer.
 Und den Goldtrunk sonniger Gnade
 Trank die erbleichende Alpe leer.
 Schwebt hoch über der Gletscher Scheitel
 Und ich werde mir selber fremd.
 Starr vereist, was irdisch eitel
 Je den Lebensstrom gehemmt.

Dicht am Abgrund bin ich hingegangen,
 Hauch des Todes streifte meine Wangen.
 Unter mir aus düst'rer Tannennacht
 Glitzerte des Stromes Silberschacht.

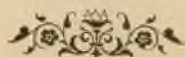
Und am Abgrund bin ich hingegangen
 In der brünstigen Leidenschaft Verlangen.
 Neben mir als traurer Weggefell
 Kaufchte hin der Liebe reiner Quell.

XXXIII.

Abgrunds bläuliche Schatten
 Lagern zu meinem Fuß.
 Einsam auf Felsenmatten
 Reich mir die Hand zum Gruß!
 Laß im Thale verschweben
 Allen irdischen Tand!
 Wolken uns beide umweben
 Wie ein Hochzeitgewand.

So, tarnkappe-verborgen
 Vor der lauernden Welt,
 Schreiten im Alpe nmorgen
 Siegfried und Brunhild gesellt.
 Drunten nebelt Verderben
 Und mir dunkelt der Sinn.
 Und die Sonne will sterben
 Ueber uns, über uns hin.

(Fortsetzung folgt.)



Eva

(Fragment)

von

Martha Hellmuth, Berlin.

Von wannen, Frühlingswind, auf weichen Schwingen
Trägst du mit Rosendüften Lieder her?
Von dir berührt, erlöste Saiten klingen
Und frei entrollt der Töne gold'nes Meer.
O Dichterseele, Wandervogel du,
Nun flieg' auf's Neu' der süßen Heimath zu,
Nach klanglos todtem Winter jubelnd zieh'
In's heil'ge Vaterland der Poesie! —
Da lächelt wie am ersten Schöpfungstage
Die rosig blühende, vollkomm'ne Welt,
Von Jugendfülle, Lebenskraft geschwellt,
Als wären Tod und Thränen eitle Sage! —
Und wieder da wird wach in meiner Seele,
Im Ueberreichthum dieser Frühlingswonen
Des ersten Menschenpaares Fall und Fehle,
Die unsrer ew'gen Qual geheimer Brommen.
Und singen will ich von der Schuld des Weibes,
Von hartem Fluch, damit sie ward geschlagen,
Und den sie durch Jahrtausende getragen
In schwerer Frohn der Seele und des Leibes.
Die Dornen, tief im eig'nen Sinn empfinden,
Die Evas's Stirn umflechten seit Aeonen,
Des Märtyrthumes blutbetheute Kronen,
Hab' ich in meine Lieder eingewunden.
Und müder Frauenherzen banges Stöhnen
Ist's, das voll Wehnmuth klagt aus diesen Tönen.



Kein Sterblicher rückt diesen Schleier, bis ich selbst
ihn hebe. Schiller.

Erster Gesang.

Eoch loderte in frischer Flammenpracht
Durch königlicher Palmen Wipfelnacht
Die Sonne auf die neue Welt herab,
Der Erde Schooß war noch kein gierig Grab,
Nur Leben brach in formenreud'ger Fülle
Aus ihrem jungen mütterlichen Leib,
In Edens Fluren wohnten Mann und Weib
Und ihre Schönheit barg noch keine Hülle.
Wie selig noch die Menschenkinder waren,
Kann irdisch Singen nimmer offenbaren.
Verschwenderisch umquollen sie die Düste,
In ihren Locken spielten Balsamlüfte,

Und Wandervogel, golden und azuren,
Erfüllten hellen Wohlant's rings die Fluren,
Es reifte Blüth' und Frucht am selben Baum
Und Quellenlieder wiegten sie in Traum.
Aus Rosen wölbte sich ihr Schlummerzelt,
Dort ruhten sie, in trauntem Glück gefellt.
Doch noch wie Kinder liebten sie sich rein
Und tauschten unschuldsvoll nur Blick und Kuß,
Denn also wollte es des Ew'gen Schluß,
Sie sollten keusch noch wie die Engel sein.
Und wie an jedem Morgen jung und hold
Die Erde lacht', der Sonne warmes Gold,

War ihre Liebe rein und zauberisch
 Noch inerschöpflich reich und blüthenfrisch.
 Noch wandelten die Boten da des Herrn
 Durch dieses Gartens duft'ge Gänge gern
 Und sprachen mit dem Menschenpaar vertraut
 In wundersamem, lieblich sanftem Laut.
 Und lehrten sie der Blumen Duft versteh'n,
 Der jeder statt der Sprache ward zu eigen,
 Und was die Vögel singen in den Zweigen,
 Und was die Sterne, die sich wandelnd dreh'n,
 In himmlisch süßen Sphärenliedern singen,
 Ein tausendfältig Werden, Weben, Klingen.
 Das ganze All ward ihnen aufgeschloffen,
 All was da ist, ward ihnen zum Genossen.
 Nur Eines war dem Menschenpaar versagt,
 Des Baumes Frucht, der hoch in Eden ragt!
 Und endlos Unheil ihnen angedroht,
 So sie verlegt das göttliche Gebot! —
 Doch seit das Weib solch' Warnungswort vernommen,
 War ihr dahin die wolkenlose Raft,
 In ihre Seele schlich ein schlimmer Gast,
 Ihr Busen athmete wie angstbeklommen! —
 Sie suchte nun die dunkelstillsten Pfade
 Und dachte stets an den verbot'nen Baum,
 Warum nur seine Frucht den Menschen schade,
 Sein Schatten fiel in ihren nächt'gen Traum.
 „Und wenn er Unheil bringt, warum doch ließ
 Der Schöpfer wachsen ihn im Paradies?“
 So sann sie oft: „Ich kann es nicht verstehen,
 Warum doch ließ der Ew'ge es geschehen,
 Daß dieser Baum, der gift'ge Früchte trägt,
 In seinem Garten trotz'ig Wurzel schlägt.
 Nezt ihn doch liebevoll des Himmels Chau
 Und heiter lächelt ihm das sonn'ge Blau,
 Nicht dorrt das weiche Gras an seinem Fuß,
 Nein Blumen kennen da im Ueberfluß
 Und einen sich zu farbenreichem Pfühl,
 Er spendet Schatten, also labend kühl
 Wie seine Brüder — warum trägt er nicht,
 Ist er verderblich, anderes Gesicht?
 Wie, oder wohnt in ihm so seltsame Kraft,
 Daß nichts vermag der Höchste über ihn,
 Daß er sich selbst so freud'ges Wachsthum schafft,
 Und seinen Wipfel trägt so stolz und kühn?“ —
 So zog ein unaufhaltbares Verlangen
 Sie zu dem Baum, der tief im Garten stand,
 Und wie geführt von unsichtbarer Hand,
 Muß sie an den verbot'nen Ort gelangen.
 Nach leichten Mühen drückte Schlafesruh'
 Dem Manne noch die müden Augen zu,
 Dieweil das Weib, erfüllt von Zweifelsqual,
 Auf ewig ins das Glück der Unschuld stahl.
 Als sie betreten nun das stille Rund,
 Wo himmelan aus üpp'gem Gartengrund
 Zwei stolze Bäume ihre Kronen heben,

Da sinkt sie hin mit Schauern und Erbeben.
 Der Baum des Lebens blüht so frisch und hell,
 In jedem Blatte quillt und pocht der Saft,
 Wie jungen Leib durchpult des Blutes Quell
 In lust'ger Eile, ungestümer Kraft.
 Er wiegt wie glückberauscht sein schönes Haupt,
 Vom heißen Blick des Lichtes goldverschönt,
 Mit vollem Blätterdiadem gekrönt,
 Ein König, der sich unbesiegbar glaubt! —
 Doch wie er licht und wonnig ist zu schau'n,
 So weckt sein Nachbar still geheimes Graun;
 Er ragt so finster in die blaue Luft,
 Als wüchse er aus tiefer Todesgruft,
 Sein Laub ist dunkel und das Sonnenlicht,
 Es gleitet schon vorbei, berührt ihn nicht,
 Als könnt' es nie mit seinem Glanz erhellen
 Den kalten, schimmerfeindlichen Gesellen.
 Doch schwanke Früchte in dem düst'ren Grün,
 Die lockend, labend, glänzend niedergäh'n,
 Sie winken zu holdem Gemisse,
 Wie Lippen zu schwellendem Kusse.
 Und Ahnung durchfiebert des Weibes Brust
 Von heißer, berauschemdem Glücke,
 Von himmlischen Wonne, berückender Luft,
 Davon sie nimmer auf Erden gewußt,
 Und die mit den Früchten sie pflückt! —
 Da tönet voll schmeichelnder Tücke
 Ein Zischen aus Baumesdunkel,
 Mit grünlich goldnem Gefimfel
 Leuchtet ein Augenpaar ihr entgegen,
 Schillernde Glieder sich ringelnd bewegen,
 Und zitternd erschaunet das erste Weib
 Der Schlange glatten, geschmeidigen Leib. —
 Gewaltsam bannit sie der gleißende Blick
 Der stieren, listgltzernden Augen,
 Die Mark und Nuth ihr entsaugen.
 Nicht kann sie mehr wenden das starre Genick
 Und hilflos erliegt sie dem grausen Geschick! —
 Und von dem Baume klinget
 Ein Locklied schmelzend sacht',
 Das sie wie Gift durchdringet
 Ihr Blut zu Flammen sacht':

„Du Schönheit ohne Gleichen
 Du Wundersüße, sprich,
 Was deine Wangen bleichen,
 Das macht erzittern dich? —

Für wen erblüht, o Holde,
 Der Glieder Rosenschnee,
 Wer spielt im Lockengolde,
 Wem blaut der Augen See?

Wem duftet dieser Lippen
 Gluthkessel Entzücken zu?
 Wer darf vom Rande nippen,
 Wen, Eva, küssest du?

Wem ward in diesen Armen
Ein heimlich Liebesgrab
Zu seligem Erwärmen,
Sank dunkle Nacht herab?
Wer darf beranscht umfangen
Den schlanken SchwanenseiB
In glühendem Verlangen,
Wer liebt dich, schönes Weib?"

Stammend lauscht Eva dem Räthselgetön,
Spricht dann mit sanften Geberden:

„Was du mir singest so lieblich und schön,
Nimmer noch fand ich's auf Erden,
Mag es hienieden mir werden,
Nenn' das Geheimniß mir, sag' es, o sage,
Daß ich das Glück zu erringen mir wage;
War doch so sorglos und heiter mein Sinn,
Sanft floß und friedlich mein Leben dahin,
Wie die Gestirne auf leisen
Pfadern den Aether durchreisen! —
Mir ward ein traurer Gefährte;
Was uns der Erw'ge gewährte,
Preisen wir dankend als heil'gen Gewinn,
Wie es das Herz uns lehrte
Haben wir nie gleich den Gott geseh'n,
Lehrten doch seine Engel
Uns seine ewigen Werke versteh'n,
Herrlich gleich ihm, ohne Mängel.“ —

flüstert die Schlange mit lieblichem Laut:

„Arme betrogene Seelen,
Nimmermehr habt ihr den Gott geschaut,
Dem ihr, Verblendete, demuthsvoll traut,
Der Euch das Höchste will hehlen! —
Spricht nicht das ruhlose Herz in der Brust
Dir von der fremden, verborgenen Luft,
Der du gehorsam entsagen mußt?!
Wisse, der Liebe bethörendstes Glück
Blieb noch im Becher des Lebens zurück,
Nur der Bote der himmlischen Freuden
Ist der Kuß deines schwellenden Mundes,
Und er lüftet den Schleier nur
Vom Geheimniß des wohnigen Bundes.
Seligkeit, die nur der Schöpfer erfuhr,
Die den Geschöpfen er grausam will weiden,
Werden sich euren Sinnen erschließen,
Wagt ihr's, die köstliche Frucht zu genießen.
Nichts wird vom Gotte euch trennen,
Dem ihr dienet, wie Sklaven, im Staube,
Nicht mehr kindischem Irthum zum Raube,
Werdet ihr schau'n und erkennen
Gutes und Böses und gottgleich sein,
Koste die Frucht und das Wissen ist dein!“ —

„Und wer bist du?“ fragt Eva leis,
„Das also Vieles und Mächtiges weiß,
Gleichst nicht dem wimmelnden andern Gethier,
Keines noch redete Solches zu mir.
Liebst du den Menschen, daß' also dein Rath,
Daß du mich lockest zu sündiger That?“ —

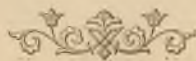
Schimmernd die schnuppigen Ringe,
Wie zu fangender Schlange
Windet die Schlange und tödtliches Licht
Zuckend aus gierigen Augen ihr bricht.
Aber wie feine bestrickende Fäden
Spinnt sie die schlauen verderblichen Reden:
„Schönes, bezauberndes Erdenkind,
Wär' ich wie du doch unwissend und blind,
Nicht mit Sehnsucht und Liebesgewalt
Zwänge mich deine Wundergestalt.
Doch ich habe die Frucht genossen,
Und mein Auge ward aufgeschlossen,
Deine Schönheit und Herrlichkeit
Hat mich mit brünstigen Banden umstrickt
Seit ich das schönste der Wesen erblickt,
Bin ich in Liebe dir ewig geweiht,
Mußt nun die Früchte dir brechen,
Dann weicht das Dunkel, der Wahn ist dahin,
Und du weißt, o Gebieterin,
Was du selbst bist und was ich bin!“ —

Und Eva spricht: „Warum doch hat

Die Früchte hier so farbenfatt
Geschmückt, der Alle uns erschuf? —
Und doch erging sein Mahnungsruf? —
Was schön ist, sollt' es tödtlich sein,
So wäre Schönheit Trug und Schein? —
Was schuf er häßlich nicht das Böse,
Daß Jedes leicht sein Räthsel löse? —
Wie mag dem Worte ich vertrau'n,
Daß falsch ist, was so hold zu schau'n,
Wie soll erkennen ich, was Sünde,
So es nicht sichtbar sich verkünde?“ —

„Wie weise bist du,“ spricht der Wurm,
Der euch die edle Frucht verbot,
Er fühlte seine Macht bedroht;
Wenn Menschen zu erkennen wagen,
Des Daseins Tiefen ihnen tagen,
Dann fürchten sie auch ihn nicht mehr
Und seiner Engel zahllos Heer.
Erwache aus der Knechtschaft Traum:
Wahrheit und Freiheit birgt der Baum!“ —
„So will ich wissen,“ spricht das Weib,
Und hebt empor den schönen Leib,
Und bricht die Frucht aus laub'gem Rind
Und führt sie furchtlos an den Mund.

(Schluß folgt.)



Bergsee.

Unter lichtsmaragdnen Matten,
Die gekrönt vom Firnenschnee,
Ruht in dunkler Wälder Schatten
Felsumstarrt ein tiefer See.

Grabesstille, Todeschweigen;
Nächtlich nur in Schilf und Ried,
In den alten Tannenzweigen
Klingt ein leises dunkles Lied:

Friedensfroh lag diese Erde,
Bis des Weltenschöpfers Ruf,
Jener grause Fluch: es werde!
Qualgeweihte Menschen schuf.

Bis des ersten Denkers Blicke
Sinnend auf dem See geruht,
Ob dem Räthsel der Geschichte
Lösung schafft die kühle Fluth.

Bis die hellen Wasserwogen
Jenes düstern Bildes Spur
Tief erschauernd eingefogen
Und die Qual der Creatur. —

Schwernutsvolle, bange Lieder —
Nächtlich klingt es fort und fort;
Aus den Wolken weint's hernieder,
Wie beim ersten Schöpfungswort.

Breslau.

Richard Koehlich.



Zurück ins Leben.

Ah, würz'ge Kühle, stiller Waldeschatten,
Wie sanft umkosest du mich müden Mann,
Den glückverlassnen, alten, kampfesmatten,
Den von des Lebens wirren Bildern satt,
Der Gold und Ruhm, doch Frieden nicht gewann.

O, welche Seligkeit, an dieser Stelle
Zu sinken in den Schooß der Ewigkeit! —
Die Augen, brennend von des Tages Helle,
Indeß sie küßt die weiche Aetherwelle,
Hier möcht' ich schließen sie für alle Zeit!

Im Laubgezelt du liedersehl'ger Sänger,
Welch' fremden Ton verwebst du meinem Traum!
Du holder Liebling froher Müßiggänger,
Nicht rührst du mehr ein Herz, das lang und bänger
Die ernste Flucht ersehnt aus Zeit und Raum.

Doch — wie ich meinen Blick zu dir erhebe,
Von kaltem Schauer fühl' ich mich berührt.
Was ist's, woran ich starren Auges flebe,
Wovor ich, bang erschrocken, tief erbebe,
Als wär' ich an ein offnes Grab geführt?

Wer hat in der Verzweiflung schwarzer Stunde
Vor mir geweilt auf diesem moosigen Stein?
Still war's gewiß wie heut in weiter Runde;
Nur ein Gebet, vielleicht ein Fluch, vom Munde
Floß dem, der hier gerastet hat allein.

Du häufstne Schmutz, fest diesem Aste verbunden,
Hast du dem Armen jenen Dienst gethan,
Durch den allein er meinte zu gesunden
Von tiefer Seelenpein und Herzenswunden?
Hast du beschlossen seine Leidensbahn?

O, laß mich glauben, daß er dir entronnen,
Zum Kampf entschlossen, sei zurückgekehrt,
Hin zu des Lebens frischlebend'gen Brounen,
Vom Vollgefühl erfaßt der Daseinswonne,
Mit neuem, starkem Hoffensmuth bewehrt.

So fühle nun auch ich mich warm durchfluthen
Den süßen Strom geschwellter Lebenslust.
Und ob auch brennend meine Wunden bluten,
Geschlagen von des Schicksals scharfen Ruthen —
Der That entgegen drängt sich diese Brust.

Schweidnitz.

Friedrich Barchewitz.



Poetendank.

Uebem Garten ruhte der Abendstrahl.
Wir sprachen von Kunst und Ideal,
Und wie des herrlichsten Strebens Lohn
Zumeist nur Spott und Neid und Hohn.

Wir sprachen bitter, wie der Poet
Als Narr im Troß der Menschheit geht . . .
Da plötzlich hüpfst herein geschwind
Durchs Gartenthor ein schönes Kind.

Die Holde tritt zu mir und spricht:
„Nimm hin, Poet, für dein Gedicht!“
Und sie legte Rosen in meine Hand,
Roths Rosen, und verschwand.

Breslau.

Ich starr' ihr nach und faßt' es kaum.
War es ein wonniger Märchentraum?
Doch nein, ein Wesen von Fleisch und Blut
Entfachte mein Herz zu seliger Gluth.

Im Sternenlichte zog ich heim,
Und jubelnd fügt' ich Reim auf Reim,
Bald flog noch manches Lied zu ihr,
Und manche Rose flog zu mir.

Und als der Winter brach herein,
Eine Rose ward für ewig mein,
Es küßt ein Mund mich liebeheiß!
Mir ward ein herrlicher Dichterpreis.

Paul Barsch.



Erdenloos.

Mich trägt zur Sommerreise der Erde Mutterschooß;
Mich hält im engsten Kreise gebannt ein stilles Loos.

Es schweift durch Jahrmillionen kühn der Gedanken Gluth;
Wie bald — und ich muß wohnen wo alles Denken ruht.

Mich drückt der Freiheit Enge im großen Menschheitsring,
Indeß ich durch's Gedränge noch immer einsam ging.

Breslau.

Julius Lichtenstein.



Im Frühling.

Die Lerchen schlugen in sonniger Höh,
Und die Kirschen am Wegrand blühten;
Ich schritt dahin zwischen Saat und Klee
Und zwischen Schauen und Brüten.

Am Wegrand ruhte ein seltsam Paar
Dicht unter den blühenden Bäumen:
Großmütterchen schien, mit weißem Haar,
Still vor sich nieder zu träumen.

Neustadt OS.

Doch hellauf jauchzte die Enkelin
Und griff nach den Blütenflocken,
Streut' neckend sie über Großmutter hin
Und sich auf die flatternden Locken . . .

Wehmüthig denkt ihres Lenzes just
Dort die Alte beim Blütensegnen;
Und die Kleine jubelt halb unbewußt
Einem kommenden Frühling entgegen!

A. Stanislas.



Kindheit.

Komm, liebes Weib, und laß die Arbeit ruhn;
Mit mir des späten Tags genieße nun.

Sieh, wie die Sonne brennt im dunklen Wald!
In leuchtend Blut zerfließt der Westen bald.

Heb' unser Kind empor an's milde Licht,
Daß sich ein Strahl in seinem Auge bricht.

Ein Himmelsglanz die goldnen Locken streift —
Sieh, wie's begehrtlich nach dem Lichte greift! — —

Das ist des Kindes Märchenseligkeit:
Noch ahnt es nicht, daß ihm ein Ziel zu weit.

Die bunte Welt mit ihrem Drang und Schwall
Ist ihm ein großes Bild, ein wirrer Schall.

Der Tag ist ihm nicht Zeit, er ist ihm Licht,
Und unsre Abendwehmuth kennt es nicht.

Zusammen fließt ihm Leben noch und Tod,
Und Abendglanz ist ihm wie Morgenroth.

Hamburg.

Otto Ernst.



Stiftung.

Ein Brunnlein fast' ich am Wege
Und lud den Wanderer ein.
Doch schlossen mit rauhem Gehege
Die Pächter der Flur es ein.

München.

Wohl hört es nicht auf zu fließen,
Auch kennt schon Mancher den Ort.
Einst wird statt der Dornen ihm sprießen
Ein gastlicher Baum all dort.

Martin Greif.





May Waldau.

Ein Vorkämpfer.

Theobald Wöhlig, Breslau.

Motto:

Was denkt ist Protestant; denn jedes Denken ist ein Schaffen, und jedes Schaffen ist ein Protest gegen das Bestehende. May Waldau.

In Zeiten großer politischer Erfolge gelten gewöhnlich die wahren Priester des Schönen als feindselige Götzendiener. Das gegenwärtige Geschlecht befreundet sich von Tag zu Tag mehr mit dem Irrthum, daß ewige Grundsätze über flüchtigen Zeiterscheinungen vergehen werden dürfen. Es schwärmt für die Blut- und Eisen-Idee, für Sport und Schneidigkeit, für Markt- und Mode-Größen und gedenkt nicht der kühnen Pioniere und Bahnbrecher, welche den Weg zu den erangeren Erfolgen geebnet haben und die Pfade zu der künftigen Größe ihres Volkes einsam in Gedanken vorausgewandelt sind. Jene opferwillige Begeisterung unser Väter, jener rein menschliche Adel der Gesinnung, der, durch Rousseau's Lehre von der Rückkehr zur Natur vorbereitet, noch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts edle Früchte trug, scheint heute ausgestorben zu sein. Die Gattung der Engherzigen, von denen schon Heinrich von Kleist sagt: „Diese Menschen sitzen sämmtlich wie die Raupe auf einem Blatt; jeder glaubt, seines sei das beste und um den Baum kümmern sie sich nicht.“ hat sich seitdem stark vermehrt. Je mehr man dem Feldgeschrei politischer Parteiführer lauscht, desto geringere Theilnahme zollt man den Ritzern vom Gisse, die nach Wahrheit ringen und für den geistigen Fortschritt der Menschheit ihr Leben einsetzen. Diese Erscheinung entmutigt uns nicht, sie läßt uns auf die Vergangenheit zurückschauen und führt uns zu selbstlosen Genossen, aus deren Worten und Werken wir Kraft und Trost schöpfen. Welche vielseitige Anregung erhalten wir unter anderen von dem Vorbilde unseres Landsmanns May Waldau! Unbeirrt durch die luge Anerkennung seiner werthvollen poetischen Gaben hielt er die engste Fühlung mit seiner Zeit, deckte ihre Gebrechen schonungslos auf und verkündete, daß nur von einer freien und naturgemäßen Allgemeinbildung der Sieg wahrer Menschlichkeit zu erwarten sei. Wie früher Lerchensfang schmectert hinaus in die schlaftrunkene Welt sein Weckruf:

„Jetzt hab' ich mein Streben den Menschen geweiht,
Den Schläfern am lichten Morgen,
Jetzt gilt's zu erringen im ledigen Streit
Das Kleinod, das lange verborgen.
Jetzt gilt's den Gebildeten zu bringen das Licht
Trotz Schranken in allen Räumen,
Zu wachen, zu wecken erheitert die Pflicht,
Nicht selber schlummernd zu träumen.“

Richard Georg Spiller von Hauenschild, oder wie er sich als Dichter nannte und gern nennen hörte „May Waldau“ wurde am 24. November 1825 in Breslau geboren und nach dem frühen Tode des Vaters von seinem in dem oberschlesischen Städtchen Ratfcher lebenden Großvater erzogen, welcher den begabten Knaben anfangs von einem benachbarten Geistlichen, später auf verschiedenen Gymnasien unterrichten ließ.

Nach Vollendung der Vorbereitungsstudien bezog er die Universität seiner Vaterstadt, um sich der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen. Bald aber vertauschte er dies trockne Studium mit dem der Philosophie, der neueren Sprachen und Geschichte und erwarb sich in Heidelberg die Doktorwürde. An der Ausführung des Entschlusses, in letzterer Stadt als Dozent der Kunstgeschichte aufzutreten, verhinderten ihn Familienverhältnisse. Zu weiterer Ausbildung bereifte er einen großen Theil Deutschlands, die Schweiz, Frankreich, Italien und Belgien. Nach seiner Rückkehr wollte er die diplomatische Laufbahn verfolgen, gerieth jedoch bald mit dem herrschenden Regierungssystem in Widerspruch und beschloß, noch ein Jahr lang die landwirthschaftliche Akademie in Proskau zu besuchen, um sich die nöthigen Kenntnisse zur Verwaltung seines Gutes Theibitz bei Bauerwitz in Oberschlesien zu erwerben, wohin er sich nach Ausbruch der politischen Bewegung von 1848 zurückzog. Hier erblickte ihm aus der Gründung einer angenehmen Häuslichkeit, der Geburt eines Sohnes und der Freundschaft edler Gesinnungsgenossen ein stüchtiges Glück. In rastloser schriftstellerischer Thätigkeit veröffentlichte er innerhalb weniger Jahre eine große Anzahl Arbeiten, welche sein hohes poetisches Talent und seine entschiedenen freisinnige Richtung bekundeten. Selbst ein qualvolles Herzleiden konnte seine rege Schaffenslust nicht hemmen. Da warf ihn der Typhus auf's Sterbelager. Am 20. Januar 1855 endete sein Leben in gleich frühem Alter, wie das seines treuen Kampfgenossern und Landsmanns Friedrich von Sallet. Dem dichterischen Streben und Schaffen Waldaus zollt Rudolf Gottschall folgende Anerkennung: „Es giebt Talente, welche den Reim des Todes in sich tragen, denen früh zu sterben als ein Glück vom Schicksal vergönnt ist, weil wohlfeil errungene Lorbeeren sonst zeitweilig ein weller Schmutz auf ihrem Haupte wären.“

Für Einige, wie Höfky, ist der frühe Tod eine elegische Verkürzung ihres Denkens und Dichtens, für Andere, wie Körner, eine ruhmvolle Besiegelung ihres begeisterten Strebens. Doch wenn Dichter von solcher Lebenskraft, solchem geistigen Reichthum, solchem welt-offenen Sinn, Produktionsbrange und unermüßlichem Humor, wie Walbau, in der Jugend sterben, so macht dies den untröstlichen Eindruck einer durch vulkanische Explosion verschütteten Gegend mit üppigen Lebenshoffnungen und unvollendeten Brachbauten."

Walbau war ein Dichter, dessen strenge Selbstkritik, dessen große Begabung und unermüßliche Arbeitskraft die Erreichung der höchsten Ziele in Aussicht stellten. Daß seine Werke nicht mehr beachtet wurden, daß er nicht zu den Gelesenen, sondern nur zu den Gewesenen zählt, darf nicht Wunder nehmen. In der kurzen Frist von sechs Jahren, die ihm zu seinem schriftstellerischen Wirken beschieden war, gab er alljährlich mindestens ein größeres Werk heraus. Es blieb ihm daher für Reclame keine Zeit übrig. Auch waren seine Dichtungen den Standesgenossen zu demokratisch, dem Volk aber zu aristokratisch, zu reich an edlen und hohen Gedanken. Doch versuchen wir nunmehr die Schöpfungen Walbaus in stüchigen Umriffen zu zeichnen. Sein poetisches Debut bildete die Herausgabe des „Eisenmärchen“. Das Büchlein, welches 1847 in Heidelberg erschien, fand und verdient wenig Beachtung. Ihm folgten 1848 in Leipzig „Blätter im Winde“. Schon in diesen Erstlingsgaben des zweiundzwanzigjährigen Dichters offenbart sich eine nicht gewöhnliche Gestaltungskraft, wenn auch zuweilen überladener Bilderreichtum, Unklarheit des Gedankens und Buzellostigkeit der Sprache störend einwirken. Noch ist er nicht Meister der Waffe, aber seine Begeisterung kennzeichnet ihn schon als der Freiheit treuesten Wächter und Bannerträger. Alle Unentschiedenheit ist ihm verhaßt, er ruft:

„Die Halbheit ist der Satan, der euch Schlingen stellt,
Die Halbheit euer Frevol, euer Fluch,
Und mit der Halbheit luhndend sinkt die Welt
Schlaftrunken auf ihr Leichtentuch.
Hier Kämpfer, ist der höchste Preis zu holen —
Ist's denn so schwer, ein echter Mensch zu sein?
Hier winken dir des Glühes Auroren,
Sei Mensch, dann ist der ganze Himmel dein! —
Denn mit der Menschheit kommt die Mannheit wieder
Und vor der Mannheit klirrt die Kette nieder.“
Oder:

„Die Menschen, der besten Rechte beraubt,
Sie gilt's aus der Tiefe zu heben;
Bermächtigung den Rassen, die abnenbestaubt
Als Sklavenvögte nur leben!“

Seine nächsten Dichtungen, die noch in demselben Jahre erschienenen „Canzone“, zeigen bereits einen bedeutenden Fortschritt. Nicht nur die Einführung der bis dahin in beschränktem Maße von Schlegel und Heßky angewandten provenzalisch-italienischen Dichtungsform, der Canzone, in die deutsche Sprache, sondern auch ihre originelle und meisterhafte Anwendung verdienen Bewunderung. Die verschiedensten Motive, elegische Reflexionen und humoristische Genrebilder, farbenglühende Natur Schilderungen und gewaltige Ausbrüche edlen Zorns werden von ihm im engen Rahmen dieser Dichtungsart mit gleicher Kunstfertigkeit behandelt. Nur ein Beispiel:

Reinsfall.

Der Kahn ist schaukelnd bis zum Fels getrieben,
Ein Sag, und festgeklammert sieh' ich oben,
Dicht überm Sturz auf schlüßfrig engem Plane;
Ha, dieses Kochen, Pöfen, Sprützen, Toben,
Dies Fünkeln, Schäumen, Rollen und Zerstreuen —
Auf, donnre zu, entseffelter Titane!

In deinem Willen ohne
Ich tiefgeheimen Sinn und erste Zeichen:
Man kann den Geist der Völker niederwürgen,
Ihn dämmen und bebrängen —
Besiegen nie — dem Strome wird er gleichen,
Der mühenend endlich Plut auf Plutchen thürmet
Und unaufhaltsam in die Freiheit stürmet.

Enthalten auch die erwähnten Gedichtsammlungen viele Schönheiten und markige Gedanken, so bilden sie doch nur das Vorspiel zu drei binnen Jahresfrist von 1850—51 schnell aufeinander folgenden Werken, die den Dichter auf der Höhe seiner Zeit und künstlerischer Formvollendung zeigen. Das erste dieser drei Meisterwerke ist die ausgezeichnete Nachdichtung des Sirvente von Pierre Cardinal, einem provenzalischen Troubadour des 13. Jahrhunderts, in der Walbau als einer der bedeutendsten Lenderzpoeten seiner Zeit den Boden politischer Lyrik betritt. Sirventen sind eine eigene Gattung provenzalischer oder italienischer Dichtungen und bedeuten Dienstgedichte, d. h. Gedichte, welche im Dienste der Heiligen, namentlich der Mutter Gottes, später auch im Dienste der Fürsten und Damen von den Troubadours, die man deshalb auch Servantois hieß, verfaßt wurden. Anfangs dienten sie nur der Verherrlichung und der Lobhudelei, später jedoch mischte sich in ihr Lob auch bitterer Tadel und ist besonders das Sirvente des ehemaligen Klerikers — daher der Beiname Cardinal — Pierre eine beißende Satire auf Fürsten und Pfaffen, eine fulminante Kriegserklärung gegen Tyrannei und Fanatismus zur Zeit der Albigenserkriege. Wir können es uns nicht versagen, wenigstens eine Strophe des gewaltigen Sturmliedes anzuführen:

Ja Gott und Gott, sein Name immer wieder
Und immer nur gemißbraucht und geschändet!
Er dient bei jedem Tempelbrand als Junber,
Bei jedem Blutbad wird er vorgemendet,
Durch Thaten tritt man ihn zum Staube nieder,
Doch nach dem Wort gilt ihm der ganze Plunder.
Wen aber nimmt es Wunder?
Die ihm geweiht durch feierliche Eide,
Die priesterlichen Führer der Gemeinde
Sind seine argsten Feinde
Und wenden uns sein Liebeswort zum Leibe.
Ich lenne sie, ich fand in ihrem Bunde,
Ich lenne sie, wie Keiner in der Runde.

In seiner nächsten, Ferdinand Freiligrath gewidmeten Canzone „O diese Zeit“ (Hamburg 1850, Hoffmann und Campe) schildert er in ergreifender, elegischen Klagen den das Scheitern der Revolution, die Schmach und Erniedrigung Deutschlands, und legt einen Immortellenkranz am Grabe der gefallenen Freiheitshelden nieder. Wie wahr und beherzigenswerth redet er dem deutschen Volk ins Gewissen:

„Du bist das Volk!“ So sagt man gern dem Hausen —
„Du bist der Menschheit ewig grüne Jugend,
Du bist ein Stamm mit Millionen Zweigen,
An denen jede Knospe eine Tugend.“
Du bist das Volk, man kann nicht schöner taufen. . . .
„Nun sei das Volk!“ So reim ich meine Rebe,
Nun laß die Trägheit, probe deine Stärke,
Nun zeige, daß du bist von Gottesgnaben,
Nun schaffe rüthig tugendreiche Werke,
Nun künde aller Lüge ewige Fehde
Und wag' es in der Wahrheit dich zu haben. . . .
Nun sei das Volk, nun heb' dich aus dem Schlamm
Und gleiche nicht dem Schwamme,
Der Alles, Wein und Pflanzwasser sauget!“

Raum ist jene wehmüthige Klage verhaßt, so sucht er seine Bestimmungsgenossen zu trösten. In dem Epos „Cordula“ führt er sie in das Asyl der Freiheit, in die Schweiz, und läßt sie aus dem Siege geknechteter Bauern über ihre Zwingherren neue Hoffnung schöpfen. Diese Dichtung beweist auch deutlich das erste Streben des Autors nach künstlerischer Vollendung. Er unterdrückt die erste als ungenügend

erkannte Auflage bald nach ihrem Erscheinen und ersetzt sie durch eine neue, gänzlich umgearbeitete, welche er seinem Freunde Adolf Stiahr widmet. Seine ungewöhnliche Schaffenskraft begnügte sich aber nicht mit diesen poetischen Spenden, sondern überraschte zu gleicher Zeit noch durch Herausgabe zweier Romane, welche unter dem Titel „Nach der Natur“ und „Aus der Junkerwelt“ gerechtes Aufsehen erregten. In der Vorrede zu dem Roman „Aus der Junkerwelt“ spricht er aus, was er in diesen beiden Büchern anstrebt: „Es ist immer wieder mein alter Kampf, der Kampf für die freie Sittlichkeit, für den Humanismus, nur wiederum in einer neuen Position ausgenommen. Man wollte mich überreden, Humanität und Demokratie sei ein und dasselbe, ich glaub's aber nicht so ohne Weiteres oder bloße mich wenigstens an dem Worte. Demokratie ist ein grenzenlos dummes Wort. Ueber wen oder was soll denn das Volk herrschen? Ueber sich selbst? Herrscht es, oder um klarer zu sprechen, wird es nicht beherrscht, so hat eben alle Herrschaft ein Ende, das Individuum tritt in sein volles Recht und es gibt eine Anarchie, eine Anarchie in gutem Sinne. Die Gleichstellung, der Sieg der Humanität über all die tausend und abertausend Bornitzkeiten staatlicher, gesellschaftlicher und religiöser Verhältnisse wird bedingt und bedingt selbst die Anarchie. Die Anarchie, die ich meine, kommt nur durch die Bildung, durch die Sittlichkeit, sie ist die Konsequenz beider und der polare Gegensatz der Brutalität, deren Apostel die Regierungen und Consistorien, wenn auch oft unbekannt, sind.“

An einer anderen Stelle sagt er: „Wir wissen vor lauter Confessionen kaum noch etwas von Religion. Träte sie, die tief im Menschen wie in der ganzen Welt liegt, erst einmal wieder ohne allen Beigeschmack auf, so verschwände mit den Unterscheidungszeichen auch der Glaubenshaß, das Menschliche feierte den schönsten Sieg, und die Menschen würden glücklich.“ Sein Glaubensbekenntnis sagte er in die Worte: „Der Mensch ist sich selbst Zweck, ein Mittel ist er nur dem All gegenüber; er kann nicht nur seine höchste Höhe erreichen, sondern er soll es auch. Die Natur pflückt nicht, wir werden nach Befreiung der Verberber auf einer Bahn vorschreiten, die durch den Kreisweg, den sie beschreibt, uns zugleich zum Guten rückschreiten macht.“ Prophetisch verkündet er die heutige soziale Bewegung mit den Worten: „Die große Schlacht des Gedankens gegen die Gewohnheit, der Sittlichkeit gegen die Unsittlichkeit, wird nicht mit Kanonen und Bajonetten geschlagen werden. Der Gedanke fliegt wie die Sonne. So wie er hoch am Horizont steht, gehört ihm die Welt. Sowie der Arbeiter nicht mehr eine Plage, der er entsehlen möchte, sondern eine ehrenvolle, natürliche Beschäftigung in der Arbeit finden wird, sowie er das Brandmal, das er sich selbst aufprägen half, verwirft, so wird auch der Bettelstolz der Nichtarbeitenden schwinden, und Alle werden nach ihrer Kraft und Befähigung arbeiten, weil es ohne Arbeit keine Existenz geben und weil der Müßige, Träge, außerdem der allgemeinen Verachtung anheimzufallen wird.“ Der Dichter stellt sich in diesem Kampfe gegen Vorurtheil und Gewohnheit, gegen Rohheit und Unbildung, auf neutralen Boden, indem er über den Parteien stehend, nur zu der Idee des höheren geistigen Fortschritts sich bekennt. Vorahnend sieht er in Preuß'n die Staatenachse kommender deutscher Zustände. In dem Roman „Nach der Natur“ zeigt Waldau, daß

er auch als Volksschriftsteller Treffliches leisten kann. Seine beiden Dorsgeschichten „Der Justizmann“ und „Schmied Franz“ sind Muster einer realistisch-poetischen Darstellung oberschleischer Zustände und Gebräuche. Die von ihm übersehten und von Robert Franz komponirten schlesisch-polnischen Lieder aus den Kreisen Rosel und Oppeln gehören zu den tiefempfindendsten und schönsten Volksliedern. Welche schlichte, wahre Poesie liegt z. B. in folgendem Reelk:de:

Die Magd, die Magd an der Thüre steht,
Ihr Galstuch ist roth,
Die Sonne scheint, der Klee gebeiht —
„Sonst hat mein Liebster für mich gemäht,
Wer mäht mir jetzt, da mein Liebster so weit?“
Ihr Galstuch ist roth,
Die Wang' ist roth,
Der Klee blüht roth.

Die Magd, die Magd an der Thüre lehnt,
Sie lehnt und weint.
„Fauls Ding, der Klee soll gehauen sein,
Aufs Fiehl! Du hast dich genug gebeht.
Hol Klee und leg den Kühen ein!“
Der Klee blüht roth,
Ihr Galstuch ist roth, —
Sie mäht und weint.

Sehr treffend äußerte er sich bei dieser Gelegenheit über gewaltthätige Germanisirung. In seiner letzten 1854 erschienenen Dichtung „Ragab“ versucht er eine ebenso poetische als geistvolle Ehrenrettung der aus dem Buche Jofua bekannten Verrätherin Jericho's. In schwungvollen Anapästien schildert er sie als eine Märglerin leidenschaftlicher Liebe. Ein historisch-politischer Roman „Der Jongleur“, welcher, nach den ersten Studien und der genialen Auffassung des Stoffes zu schließen, gewiß einen außergewöhnlichen Erfolg errungen haben würde, blieb leider unvollendet.

Aber Waldau bekannte sich auch zu dem von unseren heutigen Poeten wenig verfolgten Wahlspruch Montaigne's: „Ich will nicht wegen meiner Schriften, sondern um meiner selbst willen geschätzt sein.“ Er mußte, daß die Natur zur Gewährung ihrer tiefsten Offenbarungen vor Allem ein kindliches Gemüth verlangt. Nicht minder als seine poetischen Eigenschaften verdienen seine menschlichen rühmend erwähnt zu werden. Nach der Schilderung seiner Zeitgenossen war er ein Mann von angenehmem und gewinnendem Aeußeren, hastig in seinen Bewegungen, lebhaft in der Unterhaltung, liebenswürdig und heiter im Umgang, vielseitig und gründlich im Wissen, uneigennützig und lauter im Charakter. Er besaß jene wahre Vornehmheit, die auf Natürlichkeit beruht. Seinen zahlreichen Freunden galt er als Intarnation des Östhe'schen Spruches: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.

Sollte wirklich solch ein Dichten und Trachten vergeblich gewesen sein? Sollte das Feld der Tendenzpoesie, welches vorzugsweise von Waldau gepflügt und besät wurde, heute brach liegen dürfen? Nein, ist auch sein Name vergessen, so lebt doch die reformatorische Idee seines Geistes. Auch ihm gilt das Wort Herder's: „Alles verwandelt sich nur; nichts stirbt. In schöner Verwandlung wird die Hoffnung Genuß und das Verlorene Gewinn.“ Mehr und mehr bekehrt sich die Kritik zu dem Grundsatze, daß man in der Natur die Kunst und in der Kunst die Natur aufsuchen müsse. Und wie wachsende Baumurzeln allmählich die Mauerfugen alter Zwingburgen sprengen, so wird dieses frühe Drängen nach Natürlichkeit über kurz oder lang das gekünstelte Gefüge alten Wahnwitzes und unnatürlichen Zwanges vernichten. Je einiger, je selbständiger und mündiger unsere Nation wird,

um so wachſamer und regſamer ſei auch die Poefie beſſen, ſich jenes ſchwer errungene Pflichtheil am öffentlichen Leben, am Geſamtkinhalt ihrer Zeit zu ſichern, für das einſt neben den Edelſten unſeres Volkes Nothwaldau kämpfte. Ein heiliges Vermächtniß bleibe uns ſein Auſſpruch: „Noch heute iſt

es die Aufgabe eines wahren Dichters, den Kindern ſeiner Phantaſie ein Gepräge zu geben, welches vornehmend dem Morgen gehört. Er muß, im Herzen ſeiner Zeit wurzelt, Gedanken denken, die wie ein Gruß der Menſchheit an den Menſchen klingen und darum ein ewiges Morgen haben.“

Wir wollen der ſteigenden Sonne vertrauen,
Nicht in fallenden Sternen Erfüllung ſchauen.



Etwas von der Schiller-Stiftung.

v. G. Adolf Weiß, Bielefeld

Vor uns liegt der jüngſte Jahresbericht der deutſchen Schiller-Stiftung. Mit einem Gefühl der Ehrfurcht, das dieſe Firma Jedem einflößen muß, der zum „Volke der Dichter und Denker“ gehört, aber auch mit einer durch eine jüngſt gemachte Erfahrung geſchärften Neugierde machten wir uns an die Lectüre. Da ſtießen wir bereits auf der ſechſten Zeile der Einleitung auf einen Paſſus, worin ſich der Verwaltungsrath wider „gegneriſche Angriffe“ wendet. Es heißt dann weiter: „Daß nicht Allen geholfen werden kann, die vielleicht der Hilfe werth und bedürftig wären, liegt in der Beſchränkung der Mittel“. Ganz richtig, leider! Mit einer Einnahme von kaum 60,000 Mark läßt ſich ja Vieles, aber doch nicht Alles leiſten. Weiter iſt dann zu leſen: „Anſprüche erheben zu dürfen, glauben aber Viele, deren literariſche Verdienſte nur in ihrer eigenen Schätzung beſtehen, oder die der Meinung ſind, ein jeder talentvolle Anfänger habe die Anwartschaft auf Beachtung und Unterſtützung durch die Schiller-Stiftung, die doch durch ihre Statuten darauf beſchränkt iſt, nur ſchon erworbene Verdienſte um die Nationalliteratur zu berückſichtigen“. Auch hiergegen läßt ſich nichts einwenden, obwohl es ſürchtbar ſchwer iſt, zu beurtheilen, wo unter den Zeitgenoſſen die „ſchon erworbenen Verdienſte um die Nationalliteratur“ beginnen. Es giebt unter den Schriftſtellern der Gegenwart viele, deren Namen man in zahlreichen Zeitiſchriften und Tagesblättern, in Recenſionen und buchhändleriſchen Anzeigen oft begegnet, denen aber doch die Nachwelt keine Kränze ſteckt, die ſie vielmehr wahrſcheinlich eher wohl verdienten Vergeſſenheit überliefern wird. Es giebt aber unter den heutigen Schriftſtellern ſicherlich auch einige, die erſt dann ihre volle Würdigung finden werden, wenn ſie nach einem Leben voll des Kampfes mit der gemeinen Noth längſt unter dem grünen Raſen ruhen werden. Das war immer ſo und wird ſtets ſo ſein. Objectiv beurtheilt man nur die Todten.

Doch zurück zu dem oben angezogenen Satze. Es iſt wohl ganz ſelbſtverſtändlich, daß die Verwaltung der Schiller-Stiftung ſich nicht auf die Unterſtützung von Anfängern, und wären ſie auch noch ſo talentvoll, einlaſſen kann, ſo lange es in Deutſchland hochbejahrte Schriftſteller giebt, die am Nöthigſten Mangel leiden. Es ſind darunter allerdings Manche, denen eben der unaufhörliche Kampf mit der Sorge und das harte Noth, ihre beſten Kräfte in journaliſtiſcher Tagelöhnerlei aufzubreiten, ihre ſchönſten Ideen und köſtlichſten Gedankengewebe in feuilletoniſtiſcher Kleinarbeit verzetteln zu müſſen, niemals Zeit gelaffen hat,

ſich ſolche „Verdienſte um die Nationalliteratur“ zu erwerben, die ſich in einer Anzahl von Büchern zu präſentiren vermögen. Wer aber in Deutſchland und nicht im Sudan lebt, weiß, daß Dank der hohen Entwicklung unſerer Zeitungs- und Zeitiſchriftenliteratur und trotzdem dieſelbe mehr oder minder den Charakter der Eintagsliteratur trägt, heut zu Tage auch hohe literariſche Verdienſte, wenn auch nicht um die ſogenannte „Nationalliteratur“, ſondern um die Volksbildung, um die Volksſeele, erworben werden, die eben nur die Gegenwart zu würdigen weiß, und für welche meiſt nur ein kleiner Kreis, der den Namen des oft unter einer Chiffre ſchreibenden Schriftſtellers kennt, Zeugniß abzulegen vermag. Es ſoll auch vorkommen, daß gute ſchriftſtelleriſche Arbeiten — Novellen, Gedichte zc. — nur deſhalb ungedruckt und dergeltalt von der Nationalliteratur ausgeſchloſſen bleiben, weil der Autor niemals einen Verleger fand, der die Sachen umſonſt druckte, ſich aber niemals ſoviel vom Munde abdarben konnte, um ſein Werk auf eigene Koſten herauszugeben zu können. Er mußte ja noch froh ſein, wenn dieſes oder jenes Winkblatt, dieſe oder jene untergeordnete Zeitiſchrift ſeine Novellen, Skizzen und Feuilletons für ein Schneefchipporonorar und ſeine Gedichte aus lauter Gnade aufnahm. Wir fürchten allerdings, daß ſolche literariſche Verdienſte für die Verwaltung der Schiller-Stiftung nicht vorhanden ſind, ſelbſt wenn, wie dies ja gar nicht unmöglich iſt, ſich in ſolcher literariſchen Tagelöhnerlei die Kraft eines Schiller in einem langen, dunkeln Leben aufgebraucht haben ſollte. Aber da ſteht in der Einleitung zu dem Berichte auch zu leſen: „Wir haben gleichwohl in Ausnahmefällen großer Noth und hervorragender Begabung uns für berechtigt gehalten, auch einer jungen Kraft eine Ausmunterung durch unſere materielle Hilfe zu gewähren“. Warum heißt es nicht dann weiter: „Und wir haben es auch für Pflicht gehalten, hochbejahrten, in tiefe Noth gerathenen verdienſtloſen Schriftſtellern ohne Rückſicht auf den höheren oder geringeren Werth ihrer Arbeiten die letzten Lebensstage durch Spenden zu verſchönern“? Warum dieſer Satz fehlt? Offenbar hat die Verwaltung das Bedürfniß empfunden, ſich gegen den Vorwurf der Härte zu vertheidigen. Ihren Bewilligungen ſolle der Charakter von „Ehrengaben“ gewahrt werden. Sie habe daher bei der Prüfung der literariſchen Verdienſte im Ganzen einen ſtrengeren Maßſtab angelegt und es ſich verſagt, „ſich bei ihren Beſchlüſſen vorwiegend vom Mitleiden mit dem Unglück leiten zu laſſen, um die Stiftung jenem idealen

Ziele zu nähern, welches den ersten Dichtern vor-
schwebte.“ Das klingt wunderbar vornehm; das ist
ein Wort aus einer so kalten, geistigen Höhe, daß
jemand fröstelt.

Nun wollen wir als Commentar hierzu die jüngst
gemachte Erfahrung folgen lassen, von der wir oben
sprachen. Im Sommer des vorigen Jahres befür-
wortete der Vorstand des Bezirks II des deutschen
Schriftsteller-Verbandes das Gesuch des in Olag
(im schlesischen Gebirge) wohnenden Schriftstellers
Julius Peter (auch unter dem Namen J. M.
Peter-Petry bekannt) an die Schiller-Stiftung um
Gewährung einer Unterstützung, nachdem ihm eine
solche auch bereits vom Schriftsteller-Verbande ge-
währt worden war. Der genannte Vorstand glaubte
um so mehr Peter's Gesuch an die Schiller-Stiftung
unterstützen zu dürfen, als es sich hier um einen
Schriftsteller handelte, der recht eigentlich im Dienste
idealer Bestrebungen, aber durch die gemeine Noth
des Lebens an jeder freien Entfaltung und Be-
thätigung seines Talent's fleißig gehindert, zum Greise
geworden war. Julius Peter ward in Gottesberg
am 12. November 1813 geboren, stand also bereits
im 76. Jahre und feierte Ende September seine
goldene Hochzeit. Was die „schon erworbenen Ver-
dienste um die Nationalliteratur“ anbelangt, so
konnte J. Peter allerdings nicht mit einer Reihe von
bedeutenden Werken aufwarten. Aber er war ein
Poet, der es nie verstanden hat, das Leben auch von
der prosaischen Seite auszubenten. Es ist ja möglich,
daß er bei einiger Reclame ein ganz passabler „höherer
Dächterdichter“ in Goldschnitt und in Mist gefest
geworden wäre. Doch hat er bloß eine Sammlung
Gedichte herausgegeben, „Gebirgsblüthen“. Er war
aber auch Novellist und Feuilletonist. In vielen
Blättern sind seine zahlreichen Arbeiten verstreut.
Für seine Novellen hat er nie einen Verleger ge-
funden*), was ja auch schon Leuten passirt sein soll,
die jetzt einen ganz hübschen Namen haben. Ganz
besondere Verdienste hatte sich Peter bis in sein hohes
Alter hinein als Reise-Schriftsteller und als Vertreter
der topographischen Geographie seiner engeren Heimath,
der Grafschaft Olag, theils in selbstständig erschienenen
Schriften, theils in vielen Feuilleton-Aufsätzen, er-
worben. Kannte er doch die Grafschaft wie kein
Zweiter, in geographischer, historischer und kultur-
historischer Beziehung. Er sah mit den verklärten
Augen des Poeten, und er wußte die Feder mit be-
merkenswerther Gewandtheit bis in seine letzten
Lebenstage hinein zu führen. Einst, in seinen
blühenden Mannesjahren, hatte er in der vorersten
Reihe Derjenigen gestanden, die für die Freiheit ihr
Alles einsetzten. Er hatte damals (1848—1849) im
Dienste dieser Sache ein Blatt („Freisäug“) redigirt
und vermuthlich wohl auch zumest selbst geschrieben.
Seine heiße Liebe zur Freiheit übte Peter — ein
Schicksalsgenosse Rinkels — mit drei Jahren Zucht-
haus und zwei Jahren Aufenthalt in den Kasematten
von Olag. Vor seiner Wohnung in der Böhmischen
Gasse in Olag zeigte er noch jüngst gern seinen Be-
suchern das Fensterloch, hinter dem er einst so trübe
Jahre verbracht hatte. Als Vermächtniß aus dieser
Zeit gilt seine Schrift über Robert Schlegel,
die als ein hochschätzbarer Beitrag zur Geschichte jener
Zeit zu bewahren ist. Alles in Allem: Julius Peter
hatte das Leben eines deutschen Schriftstellers ge-

führt, der vielseitige Talente besaß, mit Freude und
Begeisterung schuf, sich aber nicht im Geringsten
darauf verstand, zur Geltung zu kommen, was am
Ende wohl ein Unglück, aber doch kein Vorwurf sein
kann, zumal, wenn man ein so harinächtiger Idealist
und zugleich ein so armer Schläuder ist, wie es Julius
Peter Zeit seines Lebens gewesen. Von seinen „Ver-
diensten um die Nationalliteratur“ konnte man also
bei so bezauberten Umständen nicht gut reden, und
doch hatte sich der Mann seine Verdienste erworben;
und er war im harten Ehrendienst der Literatur ein
Greis von 76 Jahren geworden. Das war doch
wohl ein milderer Umstand gegenüber den (aber
auch nicht immer und überall) strengen literarischen
Anforderungen der Verwaltung der Schiller-Stiftung.
Doch nein: es war kein milderer Umstand. Man
wies das Gesuch des alten Mannes ab —
und wenige Monate später, am 24. März v. J. ist
er, hingerafft von schwerer Krankheit, gestorben. Wie
hätte sich der anspruchslose Alte gefreut, wenn ihm
die letzten Monate seines wenig sonnigen Erden-
daseins durch eine geringe einmalige Gabe der Schiller-
Stiftung erhellt worden wären! Es sollte nicht sein;
denn es ist ja der Verwaltung verlag, „sich bei
ihren Beschlüssen vorwiegend vom Mit-
leiden mit dem Unglück leiten zu lassen,
um die Stiftung jenem idealen Ziele zu
nähern etc.“ Auch sollen die Gaben den Charakter
von „Ehrengaben“ bewahren — richtig! Wie hätte
Julius Peter, der seine Ueberzeugung nicht verkauft,
nicht wenigstens klug verschwiegen, sondern (wie un-
praktisch!) niemals verleugnend, offen bekannt und dafür
Sträfplingskleidung getragen hatte, zu einer „Ehren-
gabe“ kommen sollen? Das überläßt man im Vater-
lande der „Denker und Dichter“ lieber Italienern,
Franzosen, Spaniern, Portugiesen, Serben etc.
Wir blättern weiter und kommen zu den von
der Schiller-Stiftung gezahlten lebenslänglichen
Pensionen in der Gesamtsumme von 10,050 Ml.
Mit begreiflicher Reugierde musterten wir die Namen
der Pensionäre, unter denen wir, neben einer Anzahl
von Dichterswitwen etc., überhaupt nur zwei Männer
fanden. Der eine ist der doch hoffentlich gut bezahlte
Professor Claus Groth in Kiel, der wohl nie ein
Stück Brot mit seiner Feder hat verdienen müssen.*)
An den verschiedenen mit lebenslänglichen Pensionen
bedachten Dichter-Witwen gehen wir achtungs- und
pietätvoll vorüber, ohne zu fragen, ob sie es „nötig“
hätten. Unser Staunen aber fing sich an zu regen,
als wir da einige nichts weniger als minorene
Poeten-Dächter verzeichnet fanden, diejenigen
Eichendorff's, Rückert's, Scheser's und
Stöber's, unter denen sich auch eine Frau Major
findet. Wie wird uns aber erst zu Muth, als wir
weiter unter den lebenslänglichen Pensionärinnen
„Bürger's Enkelin“, „Herder's Enkel“, einen
Hauptmann a. D., und „Musäus Enkelinnen“
verzeichnet fanden. Wägen „Verdienst um die National-
literatur“ erwirbt man sich dadurch, daß man als
Enkelkind eines Dichters zur Welt zu kommen sich
herabläßt? Schon die Kinder eines Poeten haben
keinen Theil an dem Ruhme ihres Vaters, sie haben
nur ihren vermögensrechtlichen Anspruch auf den
Erlös aus dessen Werken, soweit dieselben geschützt
sind. Nun wird uns allerdings sonnenklar, daß für
den armen, greisen Julius Peter nicht die kleinste

*) Der Herr Verfasser irrt sich hier; es sind mehrere Bände
Novellen von Peter im Druck erschienen. Für die Mehrzahl derselben
hat er allerdings keinen Verleger gefunden. D. Reb.

*) Und der anläßlich einer Geburtstagsfeier vor längerer
Zeit von Freunden seiner Dichtung eine bedeutende Summe als
Ehrenpräsident erhalten hat. D. Reb.

Gabe zu erlangen war, wenn die Enkelinnen längst verstorbener Schriftsteller jährlich Pensionen beziehen. Und die Enkelinnen, Töchter und Wittwen von Trägern mehr oder minder glänzender Namen geben offenbar lebendigen, aber unberühmten Schriftstellern vor. Die „Ehre“ ist doch die Hauptsache, und diejenigen, denen gegenüber man „sich von Mitleiden mit dem Unglück“ nicht leiten lassen darf? „Laß sie betteln geh'n, wenn sie hungrig sind!“

Wir schlugen das Blatt um. Da stoben wir auf die transitzirenden (auf ein oder mehrere Jahre bewilligten) Pensionen. Auch hier sind die lebendigen, noch schaffenden Schriftsteller in der entschiedenen Minderheit. Seltener Weise ist da wieder Professor Claus Groth verzeichnet (der Vermste, es muß ihm doch recht schlecht gehen!). Wir finden da auch einen Namen, dessen Träger mindestens keinen höheren Verdienst um die deutsche Nationalliteratur in Anspruch nehmen kann, als es Julius Peter beanspruchen durfte. Auch in dieser Rubrik gehen wir an den Wittwen achtungsvoll vorüber, obwohl uns bei manchen Namen die Frage auf den Lippen schwebt: Hat die Trägerin desselben es nöthig? Etwas interessanter finden wir schon die stattliche Reihe von Dichter-Töchtern, die bedacht sind; sogar eine Schwiegertochter (Deinhardtstein's) ist zu finden. Ferner findet sich auch die Kategorie der Dichter-Schwester, so daß wir einigermaßen erstaunt sind, nicht auch auf einige Dichter-Nichten und Dichter-Cousinen zu stoßen. Die Schiller-Stiftung beschränkt sich aber nur auf die angeführten Kategorien und auf die Dichter-Enkelinnen, von denen wir die Enkelinnen Justinus Kerner's (die Gattin eines hoffentlich wohlthätigen Pfarrers), Deinhardtstein's und Van der Velde's antreffen.

Im Verzeichniß der einmaligen Zuwendungen im Gesammbetrage von 7800 Mk. finden wir manchen Namen, der in uns die zweifelnde Frage hervorruft: Ist er wirklich so bedürftig?

Da allerdings war mir vollständig klar, weshalb Julius Peter's Gesuch abgewiesen werden mußte. Nun, er braucht es nicht mehr. Er wandelt jetzt als selbiger Geist — denn die Seligkeit dort oben hat er sich als unverwüßlicher Idealist und darbender Schriftsteller hienieden reichlich verdient — in den Gefilden, wo er keiner Schiller-Stiftung mehr bedarf. Wohl ihm! Vielleicht ist er bei seinem Umherwandeln in den elyrischen Fluren bereits Schillern begegnet und hat diesem lächelnd das Reich erzählt, das er mit der

den Namen des Meisters tragenden Stiftung gehabt hat und der Meister wird ihm dann vielleicht geantwortet haben: „Sie irren wohl, lieber College, die Schiller-Stiftung da unten ist am Ende gar nicht für deutsche Dichter bestimmt, sie wird wohl bloß eine Art Unterstützungsgesellschaft für die Wittwen, Töchter und Enkelinnen von Poeten sein. Sie haben sich gewiß in der Adresse geirrt. . .“ Ja, freilich, er hatte sich in der Adresse geirrt!

Nachricht der Redaktion. Zu der Angelegenheit Peter noch einige Bemerkungen. So lange der ehrwürdige Greis, dem es oblag, für eine zahlreiche Familie zu sorgen, durch Krankheit in seinem Schaffen gehindert wurde, hat der Deutsche Schriftstellerverband, dessen Unterstützungsfond erst im Entschien begriffen ist, nach Kräften der Noth zu steuern gesucht. Da trafen jedoch neue, schwere Schicksalsschläge die unglückliche Familie. Frau Peter wurde von einem wüthenden Hunde überfallen und lebensgefährlich verletzt, während eine Tochter von einer bössartigen Krankheit befallen wurde, sodaß sie nach der Hauptstadt in ärztliche Behandlung gegeben werden mußte. Angesichts dieser schrecklichen Nothlage entsloß sich der Vorstand des Bezirks II des Deutschen Schriftsteller-Verbands, ein Unterstützungsgesuch des Herrn Peter an die Schillerstiftung zu besüßworten. Dem Unterzeichneten fiel in seiner Eigenschaft als Schriftführer des genannten Bezirks die Aufgabe zu, das Gesuch an den Herrn Verbandssekretär Dr. Julius Grothe abzugeben. In dem Begleitschreiben wurden der Wahrheit gemäß die Verdienste Peter's um die Litteratur und seine Stellung in derselben dargelegt; es wurde sein schwerer Kampf mit dem Gesick unter Anführung der Unglücksfälle, die ihn betroffen, geschildert und am Schluß gesagt, daß Peter ein kranker Mann sei, der voraussichtlich nicht mehr lange in der Lage sein werde, die Hilfe seiner Mitmenschen in Anspruch zu nehmen. Eine, wenn auch nur geringe Gabe aus den Mitteln der Schillerstiftung würde dem beschriebenen Mann unendlich glücklich machen und seine letzten Lebenstage verschönern. Als Proben seines litterarischen Schaffens gingen der Schillerstiftung ungefähr fünfzehn Bücher zu, meist Reisechriften, Natur- und Reisebeschreibungen und „Führer durch's Gebirge“, Werke, bejähligt deren sich allerdings streiten läßt, ob durch sie die Nationalliteratur bereichert wird oder nicht. Es befand sich aber unter der Sendung das vortreflich geschriebene Buch über Schlesien und ein Begleitschreiben des Vorstandes, worin dieser berichtet, daß der Autor kein Exemplar seiner gedruckten Novellen besitze, auch die Mittel nicht habe, ein solches im Buchhandel zu kaufen, dagegen habe sich der Bürgermeister von Blaz bereit erklärt, die Bücher der Schillerstiftung zum Zwecke der Durchsicht zu leihen. Der Verwaltungsrath der Stiftung hielt eine Prüfung der Novellen nicht für erforderlich, sondern lehnte das Gesuch ab, weil das Wirken Peter's nicht in den Rahmen der für die Schillerstiftung gültigen Produktionen passe. Damit war die letzte Hoffnung des unglücklichen Kämpfers gesehert, hilflos und verlassen stand er da, außer Stande, sich zu ernähren, und so ereilte ihn kurz nach dem abweisenden Bescheide der Tod.

Zu bedauern ist nur im Interesse der schleßischen Dichter und Schriftsteller, daß man den Holtesfonds der Verwaltung der Schillerstiftung unterstellt hat. Die Zurückweisung Peter's geschah sicherlich nicht im Holtes'schen Sinne. Ein Mann, der selbst im unscheinbaren Reisebude, so viel zur poetischen Verherrlichung unserer Heimatprovinz beigetragen hat, würde, wenn die Verwaltung in den Händen von Schlesiern geblieben wäre, um die Unterstützung durch den Holtesfonds sich nicht vergeblich bemüht haben. Paul Barsch.



Wilhelm Arent: „Kopenhagen — Elsa — Faust-Stimmungen und Anderes.“
Dresden und Leipzig, E. Pierfou.

So merkwürdig wie der Titel des Buches ist auch der Inhalt. Auf hundertsechunddreißig Seiten sind ungefähr dreihundert Gedichte zusammengezängt, über die in kurzen Zügen ein bündiges Urtheil zu fällen, eine schwere, ja unmögliche Aufgabe ist. Ein Buch, in dem so viel geniales Können, Gedankenreichtum, tiefe Poesie, flammende Leidenschaft, Formenpracht

und so viel Flüchtigkeiten, Nichtigkeiten und Unklarheiten enthalten sind, ist mir noch nicht vorgekommen. Wie schon aus dem Titel hervorgeht, sind die einzelnen Gedichte meist Stimmungsbilder, die der Dichter theils in lieblicher Kürze skizziert, theils mit epischer Anschaulichkeit gezeichnet hat. Es sind offenbar Tagebuchblätter, die Arent sämmtlich im letzten Sommer während einer Reise nach Kopenhagen und während seines mehrmonatlichen Aufenthaltes daselbst zu Papier gebracht hat. Daher der Name

„Kopenhagen-Stimmungen“. Die „Elsa“ und „Faust-Stimmungen“ bedürfen keiner Erklärung. Eine erstaunliche Leistung! Arent ist kein Mann des ruhigen, bedächtigsten Schaffens, sondern des leidenschaftlichen, flüchtigen Hastens; seine Seele gleicht einem Kristall, in dem ein vorüberziehender Sonnenstrahl die wunderlichsten Formen und märchenhaftesten Bilder erweckt und spielen läßt, die aber gleichzeitig mit dem Sonnenstrahl wieder verschwinden. Die Arent'schen Gedichte machen den Eindruck, als ob der Dichter es verstände, die Wirkungen solcher Sonnenblicke geschickt wie ein Momentphotograph festzubannen — zum Erstaunen der Menschheit. Doch nein, nur zum Erstaunen der Kunstkenner, denn die große Menge dürfte solcher Poesien halber schwerlich die Buchhändlerläden stürmen. Dieses Schnellschaffen erklärt auch die fabelhafte Productivität des Autors, der — eine echte Faustnatur — immer und immer wieder den festen Entschluß faßt, der Dichtkunst, in der ihm doch nichts Großes gelänge, für ewige Zeiten Balet zu sagen, und der dann plötzlich wieder in seine „lyrische Stimmung“ versällt und in fliegender Eile Buch auf Buch schreibt. Es würde vergeblich sein, ihm den bekannten Warnungsruf „weniger schreiben, aber besser feilen!“ zuzurufen, denn die krankhafte Hast des Schaffens und der rasche Wechsel der Stimmungen sind in der tiefsten, unsterblichen Natur Arent's begründet. Man muß ihn nehmen, wie er ist, und wer ihn zu lesen versteht, wer sich verorten will in diese Poesie voll „süßen Wahnsinnsbraus“, in diese Reflexionen eines äußerst zartbefalteten Dichtergemüthes, in diese traumhaft schöne, zaubervolle Dämmerstimmung, der wird nicht nur hohen Genuß finden, sondern auch reiche Weisheit schöpfen. Ueber minderwerthige Gedichte läßt sich sehr leicht hinwegsehen, wern von der Mehrheit einer Sammlung das Wort gilt, welches Arent auf die Poesie anwendet:

Süßer noch als die Rosen blühen,
Leuchtender wie der Sonne Glanz:
Des Herzens holde Wunder blühen —
Die Sehnsucht pflückt den vollen Kranz.

Als Motto trägt das Buch folgende düsteren Worte aus einem in diesen Blättern abgedruckten Gedicht von Reinhold Juchs:

Sag' was dir fehlt? ein leicht Gewissen nur!
Ein Tropfen holden Leidtins und ein Herz,
Das här't'ren Stoffes als der untre Müßknecht . . .

Solchen grauen Klagen, solcher Weltverachtung und Selbstironie begegnen wir bei Arent Seite auf Seite, aber es weht über diesen Liedern ein Hauch der Veröhnung mit allen Erdengeschiden; indem der Poet von den bösen Dämonen der Menschheit, von den grausamen Rätseln des Daseins singt, schwelgt er wollüstig im Zauber des Wohlflanges, und man empfindet hier so recht, daß es bei all dem Jammer noch immer eine mächtige Kröflein, die Poesie, giebt. Als charakteristische Probe Arent'scher Dichtungsart möge gelten:

Das Weltgeheimniß.
Sie fanden ihn — von düst'rer Falte
Durchsücht die hohe Denkerstin —
Schlief hing die Hand, die warmorlalte —
Verloht die heilige Gluth im Hirn;
Die Augen waren sanft geschlossen —
Ein Lächeln spielte um den Mund —
Als hätt' er jede Sub genossen
Und jedes Räthsel wär' ihm kund . . .

Noch charakteristischer sind folgende kleine Reise-Skizzen, die ich auf gut Glück herausgreife:

Bei Stettin.
Natur zog an ihr Winterkleid
Und schläft in tiefem Traum,
Die Wälder grünen tief vertheilt
Zum grauen Himmelraum . . .

In weltvergeß'ner Einsamkeit
Steht ein Aazienbaum —
O Welt voll Nacht, o Welt voll Leid —
O düst'rer Tobestraum! . . .

Leuchtthurm (Rattegat).
Durch die helllobernden Flammen
Steuern wir kühn in die Nacht,
Die Lippen beben zusammen
Und träumende Sehnsucht erwaht;
Zu düst'ren Martatzen,
In der Hölle Dämmerpracht,
Zu bleichen Tantaliden
Lockt die schöne Tobesnacht . . .
Manchmal wie flüchtiger Schatten
Sucht das Nachtgebüß hin;
Auf Sumpfen und Wiesenmatten
Blüht die Sternenkönigin . . .

Der kühle Beurtheiler wird fragen: was soll dieses unverständliche Geklunker mit Worten? ein Gedicht muß klar sein! der Gedanke muß sofort ins Auge springen! wenn ich Gedichte lese, will ich keine Räthsel lösen! Er wird vielleicht auch einige faule Glossen machen, um seine Ueberlegenheit darzutun. Ein anderer dagegen, der poetisch nachzuempfinden versteht, wird sowohl den gedanklichen als auch den poetischen Werth dieser Lieder empfinden. Es ist eben Kost für poetische Feinschmecker, und diesen sei das eigenartige Product eines eigenartigen, hervorragenden Dichters bestens empfohlen.

Paul Barsch.



Neue Druckwerke.

Der Redaktion sind zugegangen:

Die tragischen Motive in der deutschen Dichtung seit Goethes Tode. Von Rudolf Heinrich Grein. Dresden und Leipzig, E. Pierion, 1889.

Sinnliche Novellen von Pietari Päiverinta. Deutsch von Gustav Lichtenstein, Leipzig, Reclam.

Die letzten Menschen. Ein Bühnenmärchen in fünf Aufzügen von Wolfgang Kirchbach. Dresden und Leipzig, E. Pierion.

Vor dem Feind. Trauerspiel in fünf Aufzügen von J. Löwenberg. U. E. Raber, Altona und Leipzig.

Seelust. Schauspiel in einem Aufzuge von Stanislaus Art I. Dresden und Leipzig, E. Pierion, 1890.

Rosen und Dornen. Gedichte von J. Frank. Dresden und Leipzig, E. Pierion.

Gedichte von Otto Ernst. Norden, Hinrichs Fischers Nachfolger.

Herbstwind. Eine Märte aus Ost-Sachsenland von Paul Robitsch, Dresden und Leipzig, E. Pierion.

Es werde Licht. Poesien von Leopold Jacoby Dritte Auflage.

Lied und Wort von Hugo Sachs. Dresden und Leipzig, E. Pierion.

Opfer des Glaubens. Novelle in Versen von August Diehl. Leipzig, Robert Friede.

Schuld und Sühne. Eine Klostergeschichte aus Sachsen von J. E. Haase. Dresden und Leipzig, E. Pierion.

Des Jungheern Ottmann Minnefahrt. Ein Sang von Hermann Falkenhagen. Dresden und Leipzig, E. Pierion.

Gedichte von Alfred Bock. Dresden und Leipzig, E. Pierion.

Waldemar, Markgraf von Brandenburg. Schauspiel in fünf Aufzügen von Gustav Amelang. Dresden und Leipzig, E. Pierion.

Salve Regina. Novelle von Ottilie Fischer. Danzig, Leipzig und Wien, Hinrichs's Verlagsbuchhandlung.

„Homo sum“. Gedichte von Julius Hart.

Burg Linderck. Von Anna Sibylle Jöge. Dresden und Leipzig, E. Pierion.

Salzburger Spaziergänge. Von Rudolf Heinrich Grein Dresden und Leipzig, E. Pierion.

Der Hauberring des Herzens. Roman in drei Bänden von Anna Forstenheim. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

→: Besprechungen vorbehalten. ←

In Aprilheft der „Gesellschaft“ bespricht Herr Conrad Alberti meine durch ihn provocirte Streitschrift „Ein litterarischer Reclameheld“. Soweit sich seine Erwiderung in Verbalinjurien bewegt, verzichte ich gern auf das Wort, soweit jedoch die Erwiderung des Herrn Alberti Thatsächliches enthält, erkläre ich seine Darstellung für eine dreifache Fälschung der wahren Begebenheiten.

Mein „Anschornen“ um Alberti's neuesten Roman äußerte sich darin, daß ich Herrn Alberti riet, unserem Vereinsorgan ein Recensionsexemplar zu senden. Sollte diese Empfehlung Hausierermanier sein, so ist letztere sicher unter Litteraten nicht ungewöhnlich. Den mir damals noch unbekanntem Roman „Die Alten und die Jungen“ (ich hatte z. B. von Alberti's

Belletristik nur „Wer ist der Stärkere?“ gelesen) fand ich in der Wohnung des Autors, in welche ich Herrn Alberti nicht unaufgefordert, sondern erst nach wiederholter, dringender Einladung seinerseits begleitete. Unterwegs bemerkte ich Herrn Alberti aufrichtig, daß ich seine rein productiven Bestrebungen mit Interesse verfolgte, dagegen seine Angriffsmethode als Kritiker entschieden verurtheile. Solcher Art waren die „Ausdrücke kriechender Bewunderung“, mit denen ich mich nach Alberti's Bericht ihm „anschmeichelte“. In Uebrigem sei die leidige Streitsache für mich abgethan; denn das Klaffische non olet ist bezüglich der Polemik mit gewissen litterarischen „Gold“-Münzern auf die Dauer nicht anwendbar.

Georg Keben.

Kleinere Mittheilungen.

Die diesjährige Hauptversammlung des deutschen Schriftsteller-Verbandes findet in Breslau statt und zwar in den Tagen vom 16. bis 19. August. Die „Breslauer Dichterschule“ wird laut Beschluß der letzten Generalversammlung eine Begrüßungsfestlichkeit veranstalten. Unsere auswärtigen Mitglieder werden schon jetzt zu dieser Festlichkeit eingeladen.

Die letzten uns vorliegenden Nummern der von Hermann Kiehne herausgegebene Miniatur-Zeitschrift „Deutsches Hausbuch“ (Nordhausen, Hausbuchverlag) enthalten eine Reihe hübscher Beiträge, von denen uns namentlich die Prosaartikel: Karl Zettel, (der kaiserliche Minnesänger Heinrich VI.), Prof. Honegger (Aus meinem Leben) und Hermann Kiehne (Ueber Arthur Pfingst u. A.) sowie die Gedichte von Adolf Wilhelm, Carl Preyer, Otto Ernst und Albert Weiß gefielen. Die letzte Nummer enthält das vortrefflich in Lichtdruck ausgeführte Portrait unseres Mitarbeiters Adolf Brieger.

„Litterarische Blätter“ lautet der Titel einer neuen poetischen Zeitschrift, von der bisher

zehn Hefte erschienen sind. Herausgegeben wird sie von dem bekannten Lyriker Franz Evers in Goslar am Harz und einem Herrn Albert Kohl. Beiträge liefern Alfred Friedmann, Adolf Pichler, Hermann Lügge, Heinrich Zeise, Adolf Brieger, Konrad Tilmann, Wilhelm Henzen, Theodor Souhlay, Oskar Linke, Richard von Meerheimb, J. V. Hubl u. A. In einem, eine Art Prospekt bildenden Artikel heißt es: „Den Forderungen, welche wir an unsere Lyriker stellen, hat Theobald Wöhlig in einem seiner schönsten Gedichte Ausdruck geliehen:

„Dem Gott, der nur im Himmel thront,
Sollt ihr nicht eure Lieder weihen,
Nein, feiert den, der in uns wohnt,
Der durch die That uns wird befreien.
Stillt nicht die Sehnsucht unsrer Zeit,
Die nach dem Trostwort neuer Bibel
Und nach dem neuen Heiland schreit,
Mit Märchen aus der Kinderzeit!“

Von unserem Mitarbeiter Hermann Menkes befinden sich folgende Werke unter der Presse: „Aus Rothrußland“, „Zersplittert“, Zwei Lebensbilder (E. Pierson, Dresden), „Skizzenbuch eines Einsamen“, Skizzen aus Natur und Leben.

Aus dem Vereinsleben.

Die drei Sitzungen des April (eine mußte der Osterfeiertage wegen ausfallen) waren ganz dazu geeignet, die Mitglieder mit den besten Hoffnungen für das neue Vereinsjahr zu erfüllen. — Der Besuch war ein erfreulicher reger; und die Fülle der gebotenen dichterischen Gaben eine so reiche, daß eine erhebliche Anzahl der eingesandten Poesien noch nicht zur Verlesung gelangen konnte. — Vorgetragen und besprochen wurden die Gedichte von J. Bloch, Frau Croon-Mayer, Wilhelm Ernst, Alfred Friedmann, Martin Greif, A. Gottwald, P. V. Hubl, R. Kochlich, Dr. Loewenberg, Stephan Milow, Nowack, M. Proskauer, A. Stanislas, R. H. Schäfer, H. Stehr und Thilo. Ueberdies brachten die Herren Julius Gesellhofen und Georg Keben ihre neuesten Prosaarbeiten zu Gehör.

Der Kassirer des Vereins, Herr Heinrich Urbach, wohnt Freiburgerstraße 17.

Verantwortlicher Redacteur: Paul Barsch, Breslau.
Commissions-Verlag und Druck von Maximilian Schlesinger, Breslau, Ring 47.
Im Buchhandel zu beziehen durch Victor Zimmer, vorm. Leuckart'sche Sort.-Buchhandlung in Breslau.